

Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
Herausgeber: Schweizerische Friedensgesellschaft
Band: - (1898)
Heft: 13

Artikel: Das Heimweh
Autor: Unseld, Wilhelm
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-801921>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nur für Kunstmittel, um bei dem ersten Auftreten zu gebieten und Aufsehen zu erregen, das Uebrige thut die Beflügelung des Rufes und die Lenkbarkeit der Köpfe. Wenn das Bedürfnis der Herstellung des innern Friedens irgendwo stattfand, so war es in Ferrara. Durch diese Stadt führte der Weg in die nordöstliche Lombardei, wohin der Wunderthäter sich aufmachte. Aber ohne sich da zu verweilen, fasste er zuerst eine Stadt ins Auge, wo er, aus gleicher Ursache, wie in Bologna, gleiche Zugänglichkeit hoffen konnte, Padua. Was dort, in der verschwisterten Anstalt, vorgegangen, fand hier grosse Teilnahme. Die Behörden der Stadt holten ihn feierlich ein; auf dem Heerwagen hielt der Rednerheld den Triumphzug. Auch hier bezauberte seine Beredsamkeit die Bürgerschaft, dass sie ihn bat, die Verfassung nach seinem Gutbefinden einzurichten. (Schluss folgt.)

Aussaat und Ernte.

Nach ewigen, unwandelbaren Gesetzen, welche der Allvater in die Natur gelegt hat, entwickelt sich aus dem gesunden Samen unter gewissen Bedingungen ein normaler Keim zur kräftigen Pflanze der gleichen Art. Diese „gewissen Bedingungen“ werden vom gewissenhaften Gärtner, Landwirt, Pomologen etc. genau beobachtet; denn davon hängt zum grössten Teil die Ertragsfähigkeit des urbar gemachten oder verbesserten Bodens ab. Das sehen wir auch auf idealem Gebiete, speciell auf dem der Friedenspropaganda. Auch hier genügen die gesunden Samenkörner der abgeklärten Friedensidee keineswegs. Licht und konstante Wärme, d. h. *Einsicht* und *freudige, anhaltende Begeisterung* sind mit andern Faktoren die Hauptbedingungen zum Gedeihen der Geistesfrucht, sei es in der Selbsterziehung zum Frieden, sei es in der Friedfertigung der Parteien oder der Nationen. Gleichwie aber auch der Same des Gartens, des Feldes nur dann sich üppig entwickelt, wenn er in feuchtes und von der Sonne durchwärmtes Erdreich gelangt, so auch unser Friedenssamen: Das für ihn bestimmte Erdreich muss wohl vorbereitet sein und unter dem günstigen Einfluss der treuesten Pflege stehen. Alles „Weiter“ darf und soll man alsdann um so ruhiger und zuversichtlicher der allwaltenden Gotteskraft der wahren Menschenliebe anheim stellen. Weil nun zudem die Qualität dieser Samenkörner des Friedens ziemlich allgemein anerkannt wird, so fällt immerhin bei mangelndem Erfolg in der Friedenspropaganda viel Verantwortlichkeit auf Rechnung derjenigen, welche sich als berufene und freie Arbeiter in diesem Teil des Weinbergs von Anfang an oder seitdem die Bewegung in raschen Fluss gekommen ist, in irgend welcher Weise für die Sache „gewinnen“ liessen. Zur mühsamen Aussaat gehört unbedingt auch die sorgsamste Pflege mit unermüdlicher Ausdauer. Denn was würde man von einem Landwirte, einem Gärtner etc. sagen, der seine Pfleglinge ihrem Schicksal überliesse, vielleicht schon ganz kurz nachdem sie der Erde entsprossen, im raschesten Temperatur- und Witterungswechsel die allerersten Spuren ihrer Widerstandsfähigkeit bewiesen haben und just der aufmerksamsten Pflege bedürfen? Auch die Friedensidee will allseitig systematisch und mit Ausdauer gepflegt sein und zwar durch *eigenes gründliches Nachdenken*, durch *öfters Gedankenaustausch* und durch *fortgesetzte Lektüre* pro und contra. Das eigene Nach- oder „Vor-denken“ genügt heutzutage natürlich auf diesem Gebiete so wenig als auf irgend einem andern. Keiner unserer Zeitgenossen, auch der Gelehrteste nicht ausgenommen, verfügt so über eine Art Universalwissen. Das Geheimnis des Erfolges beruht auch hier im Vergleichen, Prüfen und Abwägen des Guten oder des Besten, bis sich eine felsenfeste Ueberzeugung herauskrystallisiert.

Wer sich aber daran gewöhnt hat, so recht blasiert und ohne gründliche Prüfung über alles Neue — oder Alte — sofort den Stab zu brechen, der wird auch mit der Friedensidee „ins Gericht gehen“ ohne viel Federlesens zu machen — und meist auch ohne die Gelegenheit zur freien Diskussion pro und contra in öffentlicher Versammlung zu benutzen. Der Gewissenhafte aber „prüft“ auch

heutzutage noch alles, um auch da „das Beste zu behalten“, sei es als abgeschlossenes Urteil für sich allein oder lieber als „dienendes Glied“, das sich ans Ganze der internationalen Friedensliga anschliesst und sich mehr freut an guten, praktischen Früchten der friedfertigenden Gesinnung als an blossen hoffnungsverheissenden Blüten. Ja, er geht einen Schritt weiter und sucht auch andern die Wohlthaten seiner Ueberzeugung zuzuwenden, indem er in privaten Unterredungen, Versammlungen, freien Diskussionen seine Ueberzeugung frei und frank bekennt und, wenn's sein muss, verfißt. Selbst allein stehend, hält er unentwegt zur Fahne des Friedens, wenn es gilt, sie praktisch, für eine gute Sache, zu entfalten, oder aber andere vor dem Irrtum und dessen Folgen zu warnen und zu retten. Daher kommt es denn auch, dass wir in der Schweiz trotz des vielen gesunden Samens, der seit 6—7 Jahren unentwegt ausgestreut worden ist und trotz des durchschnittlich überall im Volksgemüt recht tiefgründigen, fruchtbaren Bodens,

1. doch immer noch Orte haben, wo das Wesen der Friedensidee noch grösstenteils unbekannt, unrichtig aufgefasst oder eben infolge furchtbarer Oberflächlichkeit absichtlich oder unabsichtlich entstellt worden ist und es noch wird;

2. solche, wo das gute Wort, in Uebereinstimmung mit jenem bekannten Gleichnis des N. T., zwar vorübergehend eine fruchtbare Stätte fand, wo es jedoch (bei einzelnen oder ganzen Gruppen von Gesinnungsgenossen) bald wieder der Unbill der Politik, der Vorurteile oder der socialen Verhältnisse erliegen musste, noch bevor es gehörig Wurzel fassen und sich kräftigen konnte;

3. solche Gegenden, in denen die Friedensgegner vor kurzer Zeit zwar noch einen harten Stand hatten, viel Spott und Hohn erfuhren, selbst beim unerwarteten Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges, wo nun aber in der öffentlichen Meinung ein entschiedener „Umschlag“ erfolgte und die Friedensarbeit allmählich weitaus dankbarer wird, z. B. in der Gewinnung vieler neuen Mitglieder und Abonnenten fürs Vereinsorgan, in der Entschiedenheit der Lokalpresse, im konsequenten Eintreten für unsere Sache.

Daher kommt es denn also, dass in einer mittleren Stadt¹ der Schweiz trotz reger, energischer Anfangspropaganda kaum 1—2 ‰ der Einwohner Mitglieder des Friedensvereins und noch weniger Abonnenten des Blattes wurden während in anderen Städten und kleinern Ortschaften dieser gleiche Promille-Satz sich zum gleichen Prozentsatz steigerte. In anderen kleineren Ortschaften kommen nach wenigen orientierenden und anderweitigen Vorträgen auf 1000 Einwohner jetzt schon 30—40 Abonnenten und ist die Ansicht, man sollte und könnte internationale Differenzen ohne Blutvergiessen, also im schiedsgerichtlichen Verfahren gegenseitig befriedigend erledigen, in der dortigen (leider allerdings noch enger begrenzten) öffentlichen Meinung sozusagen *allgemein* geworden. Ist dieser Kontrast in der „Ernte“ nicht auffallend, ja selbstredend? Freilich! Er lehrt uns vor allem zielbewusster, vorsichtiger sein in der Aussaat, genauer in der Pflege und ausdauernder im Kampfe gegen Hindernisse aller Art. Doch hierüber ein freies Wort bei offenem Visier, ein nächstes Mal!

Das Heimweh.

Von
Wilhelm Unseld.

Michel Walter war der Unglückliche, von dem die Zeitungen eines Tages berichteten, er habe sich auf dem Wachtposten in der Garnison erschossen. Die Untersuchung hatte ergeben, dass der einzige Grund das Heimweh gewesen war. Und die Stockphiler hatten beim Lesen dieser Zeitungsnachricht die Köpfe geschüttelt, und der einzige Gedanke, der in ihren versumpften Gedankenfächern aufstieg, kam in den Worten zum Ausdruck: „Muss das ein dummer Kerl gewesen sein!“

¹ Namen verschiedener Ortschaften folgen erst im II. oder III. Teil dieses Artikels; der Name thut hier nichts zur Sache.

Zu Hause, in Michel Walters Geburtsort, war das freilich ganz anders. Als die Nachricht von dem Tode des armen Burschen dorthin kam, da war es nicht nur der Ortsgeistliche, der die tiefbetrübteten Eltern zu trösten kam, da waren es sämtliche Ortsansässige, die ihr ehrliches Mitgefühl den trostlosen Eltern zum Ausdruck brachten, und im Wirtshause gab sich der Unmut über den heutigen Militarismus offen kund.

Welch ein Unterschied zwischen den Stadtmenschen und den Bauern! Hier der an der Scholle festhaltende, sein Heim über Alles Liebende, dort der Vagierende, der heute da und morgen dort seine Heimstätte aufschlägt; hier der Eine, der sein Besitztum noch lieb hat, selbst wenn es ihn noch so kümmerlich nur ernährt, dort der Andere, dessen ganzes Denken und Wollen nur in der Uebervorteilung des Andern, in der Zusammenscharrung von Kapital besteht. Hier der noch tiefe Gefühls mensch, dort der egoistische Verstandes mensch, dem jedes tiefere Gefühl längst abhanden gekommen ist.

Doch kommen wir zu Michel Walter, dem Unglücklichen. Er war der Sohn einfacher, im Aeusseren wohl rauher Leute, so rauh, wie das Klima und die Gegend selbst waren, aber in der rauhen Schale war ein weicher Kern verborgen, das konnte man am besten beobachten, wenn Vater und Mutter zur Kirche gingen oder aus der Kirche kamen. Da lag in ihren Gesichtszügen etwas Verklärtes, das man bei den Kirchengängern der Stadt nur selten mehr vorfindet.

Und dieser Gesichtsausdruck war das getreue Abbild ihres ganzen inneren Lebens und Empfindens. Sie hatten nur ein einziges Kind, zwei andere waren im zartesten Alter gestorben. Was Wunder, wenn alle ihre Liebe sich dem Einzigen, ihrem Michel zuwendete.

Michel hatte von der Mutter Natur keine besondern geistigen Gaben empfangen, im Gegenteil, er war stets das, was man unter geistig beschränkt versteht, aber eine andere Gabe hatte er empfangen, was freilich zu seinem Unglück führen sollte, er hatte ein ungemein zartes Gemüt.

Man musste ihn schor als Knaben gesehen haben, wie er an dem Viehstande seines Vaters eine Freude hatte. Nie konnte er eines der Tiere mit der Peitsche antreiben.

„Komm Mockele, komm, sei gescheit, hü! Alterle, was ist denn, als voran, bist ja sonst nicht so dumm, hü! komm!“ Das waren so seine Anreden, mit denen er das unvernünftige Vieh zur Arbeit antrieb.

Wie oft wurde er hierfür von seinen Altersgenossen ausgelacht und verspottet. Doch was galt ihm das, wurde es ihm zu bunt, so schlich er sich aus ihren Reihen, ging in den Stall und graulte dem Schecken oder der Liese am Kopf und sagte: „Mockele, was thut das, dass sie mich verspotten und auslachen, gelt, wir verstehen einander doch!“ Und ward ihm gar ein langgedehntes Muh zur Antwort, dann holte er einen Büschel Heu, steckte es seinem Tier in das Maul und war dabei übergücklich, er wusste, wenn ihn die Menschen nicht verstanden, um so mehr war dies bei seinem Vieh der Fall.

Dass Michel bei der Veranlagung an den Belustigungen der Buben und Mädchen als heranwachsender Bursche keinen Gefallen mehr fand, ist selbstverständlich. Am liebsten war es ihm, wenn er am Sonntag nachmittag sich allein in den die Nordseite des Dorfes umrahmenden, sich am Berge hinziehenden Wald forschleichen konnte. Dort sass er dann gar oft allein auf einem Felsstück, das auf einer freien Platte des Waldes lag. Dort träumte er stille vor sich hin; in der Waldesruhe empfand er unbewusst die Grösse der Schöpfung und des Schöpfers.

Glückliche, wunderbare Stunden verlebte der Bursche dort, von niemandem zwar verstanden, aber auch von niemandem gestört.

Da kam die Kon skription. Michel war ein starker, kräftiger Bursche, dem niemand, der ihn nicht näher kannte, sein weiches Gemüt angesehen hätte. Er zog mit seinen Altersgenossen zur Stadt, und als die andern singend und johlend wieder zum Dorf zurückkamen, da ging er stille und in sich gekehrt, aber todesbleich, in sein Elternhaus, und das einzige, was er dort sagte, war: „Soldat“.

Vergeblich suchten Vater und Mutter den Burschen aufzurichten, er blieb in sich gekehrt und nur hin und wieder konnte er sagen: „Es ist halt schon so, wer weiss, wie alles noch wird.“

Und es ist jetzt rasch erzählt, wie alles noch geworden ist. Im Herbst rückte er mit seinen Kameraden zur Garnison ab. Statt dass er nun an diesen eine Stütze gehabt hätte in der schweren Zeit des Rekrutendaseins, machten sich diese am meisten über sein unbeholfenes Wesen lustig. Sie hatten ja nicht das Heimweh, diese eigenartige psychische Krankheit, die in milder Form, trotz allen Schmerzes, doch ein wunderbar süßes Gefühl in uns erregt. Michel war stundenlang in Gedanken auf der einsamen Platte im Walde, schaute auf sein heimatliches Dorf, auf sein Elternhaus, sah all die Felder und Fluren, verlor sich in dem Viehstall zu seinem Schecken und seiner Liese, hörte die heimatlichen Kirchenglocken, und wie aus einem schweren Fieberparoxysmus wachte er oft auf, wenn sein Unteroffizier an ihn hindonnerte.

Was sollte aus alledem werden? Zwar that er nach Kräften seine Schuldigkeit, aber ein aufgeweckter Soldat war er darum noch lange nicht.

Da kam Weihnachten. Auch Michel erhielt Urlaub, sein braver Hauptmann hatte Verständnis für sein inneres Leben und hoffte, dass mit dem Urlaub sich auch Michels Heimweh verlieren würde. Er hatte sich getäuscht. Als Michel nach dem Urlaub zum Regiment wieder zurückkehrte, war er im Gemüte kränker als zuvor.

Nach drei Wochen, da musste der Bursche die erste Wache beziehen, es war ein etwas exponierter Posten, und deshalb wurde derselbe mit scharf geladenem Gewehr bezogen. In der Nacht von 10 bis 12 Uhr wurde Michel das zweite Mal auf den Posten geführt. Es war am Pulvermagazin, draussen am Walde. Der Mond schien hell und vom Posten aus übersah man die unten im Thal liegende Stadt; ein helles Silberglöckchen tönte das Thal herauf, als die Wache aufzog. Was mag damals wohl im Innern des armen Burschen vor sich gegangen sein? Wer weiss es! — Um halb 11 Uhr krachte ein Schuss in die Nacht, und als eine Viertelstunde darauf eine Patrouille kam, da lag Michel mit zerschmettertem Kopfe am Boden.

Ein Opfer seiner Naturveranlagung? Ein Opfer des Heimwehs? Ein Opfer des Militarismus? Jeder beantworte die Fragen, wie es ihm am besten passt.

Zur Friedensbewegung in der Schweiz.

St. Gallen. (Korr.) Die öffentliche Versammlung vom 10. Mai hatte noch ein kleines, nicht auf, wohl aber anregendes Nachspiel im Gefolge: In der Umfrage sprach man nämlich aus der Mitte der Versammlung das Befremden darüber aus, dass so wenig Geistliche, die doch allsonntäglich den „Frieden verkünden“, da seien. Einige orientierende und entschuldigende Bemerkungen des Präsidenten und eines seither neu gewählten Komiteemitgliedes schienen die heikle Angelegenheit beigelegt zu haben. — Da liess 14 Tage später der nicht mit Namen erwähnte protestantische Geistliche der Stadt, in dem von ihm präsi dierten Vereine eine öffentliche Versammlung mit einem Vortrage (von ihm selbst) über das Thema auskünden: „Der Krieg und der ewige Friede“. Die Mitglieder des Friedensvereins und solche, die „demselben nicht beizutreten wünschen“, waren hierzu besonders eingeladen. — Nach dem circa einstündigen (ganz objektiv gehaltenen) Vortrage eröffnete der Referent als Präsident die Diskussion, den Präsidenten des Friedensvereins mit Namen dazu einladend. Dieser entsprach dem an ihn ergangenen Rufe und legte, selbstverständlich ebenfalls in objektiver Weise, seine Ansichten dar, worauf sich eine sehr lebhaft e, u. a. auch von einem höhern, aus Herisau „zufällig“ herzugekommenen Offizier äusserst ergiebig benutzte Diskussion entspann. Nachdem dieselbe (10 Uhr 20 Min.) geschlossen war, äusserte der Vorsitzende im Schlusswort seine Missbilligung über obgenannte Kundgebungen etc. und zwar in einer Weise, dass die zwei anwesenden Mitglieder des